

Balancieren über Kieselsteine

Sehr geehrte Damen und Herren

Ich bedanke mich herzlich für die Einladung, die ich sehr gerne angenommen habe, und danke Christiane Lellig für wertvolle Inputs. Ich vertrete hier meine persönlichen Ansichten – in der Vorbereitung habe ich mich unter anderem mit Kieselsteinen beschäftigt.

Die Umweltpolitik muss stärker als bisher den sozialen Wandel berücksichtigen, davon bin ich überzeugt. Das bedeutet nicht nur, dass sie auf sozial- und geisteswissenschaftliche Erkenntnisse angewiesen ist, sondern umgekehrt auch, dass sich die Sozial- und Geisteswissenschaften wieder verstärkt den umweltpolitischen Fragen zuwenden sollten. Gerade unter Berücksichtigung des gesellschaftlichen Wandels sind Synergien möglich zwischen Umwelt- und Gesundheitspolitik. Dies betrifft die Verhaltens- wie die Verhältnisebene – zwei Begriffe, die Ihnen geläufiger sind als der Umweltpolitik. Umwelt- und Gesundheitspolitik teilen ähnlich gelagerte Verhaltensziele, die es nahelegen, die möglicherweise unterschiedlichen Motivationen für die Ausrichtung auf diese Ziele zu nutzen. Die Umweltpolitik kann aber auch Verhältnisse schaffen, welche ein gesundheitspolitisch erwünschtes Verhalten unterstützen. Ich werde deshalb zuerst einige Beispiele zum Wechselspiel zwischen Umweltveränderungen und gesellschaftlichem Wandel aufführen, die auch für die Gesundheitsseite von Interesse sein könnten. Angesichts der enormen Dimension der Umwelt- und Ressourcenprobleme wende ich mich anschliessend der gesellschaftlichen Transformation zu, welche international zunehmend als Voraussetzung für die Meisterung dieser Probleme betrachtet wird.

Beginnen möchte ich mit einem kleinen Spaziergang. An einem warmen Frühlingstag war ich mit meiner Schwester in Bern dem Aareufer entlang unterwegs. Beim Dählhölzli bis hinauf in der Hunzigenau wurde kürzlich das Aareufer renaturiert, zugänglich gemacht und mit Kieselsteinen ausgelegt. Hier tummelt sich die halbe Bevölkerung, die Hunzigenau hat sich in kürzester Zeit zu einem der beliebtesten Naherholungsgebiete entwickelt. Meine Schwester ist Physiotherapeutin und

spezialisiert auf hochbegabte, sozial auffällige Kinder: „Pass auf, wenn wir auf Kieselstrände treffen, werden wir sehen, dass alle Leute auf den Kiesel umelaufe, und nicht auf dem Weg. Wir haben ein ganz natürliches Bedürfnis, unseren Gleichgewichtssinn zu schulen. Die Asphaltflächen geben diesem Bewegungsdrang viel zu wenig Nahrung.“ Ich war verblüfft, denn genau das stellte sich ein: Als wir um die nächste Ecke bogen, sahen wir Alt und Jung neben dem Asphaltweg auf den Kieselsteinen balancieren. Ich hatte mich nie mit dem konkreten Gesundheitsaspekt der Kieselsteine auseinandergesetzt, und meine Schwester nicht mit Renaturierungsprojekten, aber Umwelt- und Gesundheitsaspekte ergänzten sich perfekt. Wir wissen, dass Renaturierungen vor allem in der städtischen Bevölkerung einen ausserordentlich hohen Stellenwert besitzen. Die Menschen schätzen den Zugang zum Wasser, sie weisen für renaturierte Fluss- und Seeufer auch eine hohe Zahlungsbereitschaft auf, wie uns die Ökonomen vorrechnen. Riverwatch ist ein gutes Beispiel für ein Projekt, das in diesem Bereich ansetzt.

Nebst Wasser ist auch der Wald ein gäbiges Beispiel. Beide Themen, Wald und Wasser, sind seit Mitte des 19. Jahrhunderts in der Schweiz im Bewusstsein der Bevölkerung und institutionell verankert und es liegen vielleicht gerade deshalb auch zahlreiche sozialwissenschaftliche Erkenntnisse vor. Im Waldmonitoring WAMOS sind eben gerade die neusten Resultate erschienen, ich versuche einige für das Verhältnis Umwelt und Gesundheit möglicherweise interessante Aspekte kurz zusammen zu fassen.

- Die Erholungsfunktion des Waldes hat sich in den letzten 15 Jahren kaum verändert. Waldbesuche sind in etwa gleich häufig und gleich lang geblieben.
- Nach wie vor ist Spazieren die beliebteste Aktivität im Wald. Der Anteil der Leute, welche im Wald Sport treiben, hat sich in den letzten 15 Jahren verdoppelt, ebenso der Anteil jener, welche die Natur beobachten.
- 70 Prozent gehen zu Fuss in den Wald, das ist deutlich mehr als vor 15 Jahren, dagegen hat sich der Anteil jener, die mit dem Auto oder dem Motorrad in den Wald gelangen, halbiert.

Neuere Forschungen liegen zur gesellschaftlichen Bedeutung von Biodiversität in den Städten vor. Ökologische Untersuchungen in Schweizer Städten haben ergeben, dass die Biodiversität überraschend hoch ist, und insbesondere abhängt von freien, strukturreichen und alten Grünflächen, einer mosaikartigen Landschaft sowie von

„vertikalen Grünelementen“ – die vertikalen Grünelemente sind besser bekannt als Bäume.

Zeigt man den Menschen verschiedene Fotomontagen von städtischen Grünlandschaften, so ergeben sich eindeutige Resultate: Natur ist ein wichtiges Element zur Wohnungswahl, das Grün soll zugänglich, individuell nutzbar, deutlich gepflegt und komplex und strukturreich sein, die Diversität wird als wichtig und positiv bewertet.

Die potentielle Übereinstimmung zwischen den Erfordernissen der Biodiversität und den Wünschen der Bevölkerung ist also gross. Die Akzeptanz für diese Grünflächen steigt noch, wenn die Menschen auch einige wichtige Arten kennen, die darin vorkomme, sogenannte Flugschiff-Arten wie zum Beispiel der Specht.

Warum sehen dann nicht alle Flussufer oder Städte so natur- und menschenfreundlich aus? Ich möchte darauf nicht direkt antworten, sondern für meine Überlegungen etwas ausholen. Die Sorge um die Umwelt hat in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich abgenommen. Das Sorgenbarometer misst die Sorgen der Schweizer Bevölkerung seit Beginn der 70er Jahren.

Bis Ende der 80er Jahre stand die Umwelt jeweils zuoberst und ist dann stetig zurückgefallen gegenüber anderen Themen wie Migration und Arbeitslosigkeit. In der politischen Diskussion wurden zudem die Umweltthemen stärker in ein links-rechts-Schema eingepresst, während die persönliche Haltung gegenüber der Umwelt von immer individualistischeren Motiven geprägt wurde.

Heute liegt die Motivation für eine positive Haltung gegenüber der Umwelt meist im Wunsche nach Selbstverwirklichung oder der individuellen Gesundheit, und weniger in der Sorge um die Natur.

Eine häufig benutzte Analyse des Umweltverhaltens beruht auf den sozialen Milieus, wie sie in den sinus-Studien verwendet werden – also etwa die Milieus der konservativ-etablierten, der traditionellen, sozialökologischen, der Performer und Hedonisten. Diese Analyseform verliert jedoch an Aussagekraft in Umweltfragen, da sich das Verhalten zunehmend an individuellen Lebensstilen orientiert.

Diese Lebensstile – beispielsweise kulturell orientiert und weltoffen, ausgehfreudig und vernetzt, oder zurückgezogen und gesellschaftlich distanziert - beruhen noch stärker auf individuell ausgerichteten Werthaltungen als auf der Orientierung nach sozialen Milieus und können sich auch schneller ändern.

Darin liegt auch eines der Dilemma der Umweltpolitik: Vielen Aspekten lässt sich kein persönliches Motiv abgewinnen. Ein wichtiger und oft erfolgreicher Ausweg ist die Bepreisung von Ressourcen. Denn haben Umweltgüter einen Preis, dann haben sie auch einen Wert – zumindest für den, der sie besitzt. Für andere stellen die Preise jedoch vor allem Kosten dar. Zudem lassen sich beim besten Willen nicht alle Umweltaspekte in Preise fassen. Eine Ergänzung und Alternative ist die Berücksichtigung von Lebensstilen bei Umweltmassnahmen, wozu allerdings eine intensive sozialwissenschaftliche Forschung und genaue Kenntnis ebendieser Lebensstile notwendig ist.

Dazu ein praktisches, diesmal winterliches Beispiel: Die Menschen beim Schneeschuhwandern und freeriden (Snowboard) auf vorgegebenen Wegen zu halten, ist eine schwierige Aufgabe, die zudem bei den beiden Zielgruppen völlig unterschiedlich funktioniert – gerade weil ihre Werthaltungen und Lebensstile sehr unterschiedlich sind.

Bei den Schneeschuhläufern bringt ein ausgeschilderter Weg und eine allgemeine Information noch wenig Erfolg. Eine wesentliche Verbesserung ergibt sich mit einem direkten Appell und detaillierten Informationen am Start. Aber zusätzliche Infos unterwegs bringen wieder eine Verschlechterung der Resultate– die Leute verlassen die Wege wieder häufiger. Freeridern funktionieren nochmals anders. Mit Appellen und Informationen am Start halten sie sich sogar weniger an die Wege als ohne. Das einzige was dort wirklich hilft, sind Vorbilder aus der eigenen peer group.

Die Berücksichtigung von Werthaltungen und Lebensstilen ist dann von grosser Bedeutung, wenn wir uns nach Synergien von Präventionszielen im Umwelt- und Gesundheitsbereich umsehen. Naturnaher Wald, renaturierte Flussufer, Biodiversität in den Städten sind aus meiner Sicht hervorragende Felder für die Nutzung von Synergien. Diese sollten wir bewusster organisieren und institutionalisieren. Es gibt noch viele andere, beispielsweise Alkohol und Littering, die Mobilität mit all ihren Facetten, oder die Themen Luft- und Lärmbelastungen und Chemikalien. Das Bundesamt für Gesundheit hat früher mit der Sektion Umwelt und Gesundheit und dem Aktionsplan Umwelt und Gesundheit einen wichtigen Beitrag geleistet. Das Programm war vielleicht – so bilanziert der Schlussbericht von 2007, als das Programm abgeschafft wurde – seiner Zeit voraus. Das, so hoffe ich, wäre heute nicht mehr der Fall. Umwelt und Gesundheit gehören zusammen, dieser Leitsatz,

auch von der WHO unterstützt, gilt weiterhin, und heute können wir konkreter sagen, wo die Synergien liegen.

Dialog und Partizipation der Bevölkerung schliesslich ist bei diesen Prozessen unerlässlich und wird an Bedeutung zunehmen. Bei einigen Umweltthemen wenden wir Partizipation bereits an, etwa im Bereich Naturgefahren mit dem integralen Risikomanagement, bei anderen Themen sind wir erst daran, Erfahrungen zu sammeln. Dabei ist es wünschenswert, wenn auch auf lokaler oder regionaler Ebene die Synergien zwischen Umwelt und Gesundheit genutzt würden, selbst wenn die ExpertInnen in unterschiedlichen Direktionen oder Ressorts sitzen, damit das Fachwissen und die Erfahrung in Partizipationsprozessen zusammen kommen.

Angesichts der Dimension und Komplexität der Umweltprobleme – Klimawandel oder weltweit steigender Bedarf an natürlichen Ressourcen als Stichworte – muss die Umweltpolitik noch viel stärker als bisher selbst auf den gesellschaftlichen Wandel einwirken. Damit bin ich beim zweiten Teil meiner Ausführungen. Der wissenschaftliche Beirat der deutschen Bundesregierung Globale Umweltveränderungen WBGU fordert eine Transformation zu einer nachhaltigen, klimaverträglichen Gesellschaft und definiert diese Transformation als offenen Suchprozess, bei dem insbesondere die enge Kooperation und gesellschaftliche Verantwortung der Wissenschaft sowie die Partizipation und Bildung der Gesellschaft eine zentrale Rolle spielen.

Zu einem ähnlichen Schluss ist die UNEP gekommen, das Umweltprogramm der UNO. In einer bemerkenswerten Studie hat sie kürzlich die 21 wichtigsten Herausforderungen aus Umweltsicht für das 21. Jahrhundert bezeichnet und priorisiert. Dabei betreffen vier der fünf grössten Herausforderungen direkt die Transformation der Gesellschaft und Fragen des sozialen Wandels:

- An erster Stelle steht die Gouvernanz mit der Forderung nach mehr Partizipation der Gesellschaft und nach mehr Transparenz
- Gleich danach auf Platz zwei folgt die Forderung nach neuen Ausbildungen, Lern- und Managementmethoden für eine Grüne Wirtschaft
- Auf Platz vier figuriert die Brückenbildung zwischen Wissenschaft und Politik
- An fünfter Stelle stehen Fragen zu schnellen Verhaltensänderungen, wie also umweltschädliches Verhalten aufgrund sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse

relativ rasch in eine bessere Richtung gelenkt werden kann. Die UNEP bezieht sich dabei explizit auf die Erfahrungen beim Tabak.

Um solche Transformationsprozesse besser zu verstehen, hilft – vielleicht - die Geschichte. In der historischen Umweltforschung wird zuweilen der Begriff der Co-Evaluation von Umwelt und Gesellschaft verwendet.

- So wissen wir heute, dass die Menschen das Klima spätestens seit der neolithischen Revolution – als die Menschen sesshaft wurde und die Landwirtschaft erfanden – wahrnehmbar beeinflussten und sich wiederum an die geänderten klimapolitischen Rahmenbedingungen anpassten.
- Eine solche Beziehung gegenseitiger Beeinflussung, besteht, wenn auch weniger bekannt, auch zwischen dem Boden und den Menschen, ebenfalls seit Beginn der Landwirtschaft in der Jungsteinzeit – diese Beziehung lässt sich zum Beispiel durch archäologische Forschungen bei jungsteinzeitlichen Siedlungen am Ufer des Neuenburgersees bei St.Aubin und Vaumarcus ergeben.
- Selbst die Waldbiodiversität, namentlich bei den Pflanzen, hängt mit gesellschaftlichem Wandel zusammen: Die Biodiversität in französischen Wäldern ist dort am höchsten, wo in römischer Zeit Siedlungen bestanden, sogar wenn in während 1500 Jahren wieder Wald darüber gewachsen ist. Einer meiner Geschichtsprofessoren hat erzählt, wie er bei Exkursionen Archäologen von den Historikern unterscheiden konnte: Bei der Suche nach historischen Siedlungen im Wald guckten Archäologen auf den Boden, die Historiker in die Luft, weil spezielle Pflanzen, z.B. Lindenbäume mitten im Wald frühere Siedlungen verraten.

Umwelt und Gesellschaft sind in einem intensiven gegenseitigen Anpassungsprozess, und es stellt sich die Frage: sind die Rückkopplungsprozesse so gelegt, dass die Entwicklung nachhaltig ist, oder ist das gerade nicht der Fall. Anders gesagt, findet ein gesellschaftliches Lernen statt oder nicht.

- Jared Diamond untersucht in seinem Wälzer „Kollaps“ zahlreiche Beispiele, unter anderem, weshalb in Grönland die Inuit mit den Umweltbedingungen zurande kamen, die Wikinger jedoch nicht, beziehungsweise wie sie sich durch ihr eigenes Verhalten die Lebensbedingungen zusätzlich erschwert haben.
- Im Urserental hat die historische Umweltforschung eine enge Verbindung zwischen Hangrutschungen und dem mittelalterlichen Nutzungsbeschränkungen,

den sogenannten „Freiberge“ sowie der Aufhebung dieser Beschränkungen in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts nachgewiesen.

Diese Rückkopplungsprozesse, und damit institutionelle Fragen eines Aufbaus der Gesellschaft, die eben gesellschaftliches Lernen eher fördern oder behindern, sind in meinen Augen absolut zentral für das Gelingen von Umweltpolitik – und sie legen im besten Fall auch eine Brücke zwischen der Individualisierung und der zunehmenden Komplexität der Umweltproblematik. Die Versorgung der Bevölkerung mit Energie aus Photovoltaik, um noch ein Beispiel zu bringen, braucht eine ganz andere gesellschaftliche Organisation als die Versorgung mit Atomenergie.

Es gibt viele Beispiele, wo das Lernen nicht stattgefunden beziehungsweise wo das Resultat der Rückkoppelung kein erfreuliches war – eben bei den Wikingern in Grönland - es gibt aber auch viele positive Beispiele von gesellschaftlichem Wandel. Mit diesen sollten wir uns noch viel intensiver beschäftigen und dabei sind wir sehr stark auf die Sozial- und Geisteswissenschaften angewiesen. Dabei werden wir auch um die Fragen von Wachstum und Suffizienz und nicht herum kommen. Ein bemerkenswerter Start eines solchen Rückkoppelungsprozesses findet vielleicht derzeit in den Innerschweizer Kantonen statt. Diese sind schnell gewachsen, und interessanterweise sind es nun vor allem bürgerliche innerschweizer Regierungsräte, welche die Fragen von Wachstum und Suffizienz thematisieren.

Umwelt und Gesellschaft stehen in einem intensiven gegenseitigen Anpassungsprozess, und die Rückkopplungsprozesse können sehr komplex sein und schief gehen, sie können aber auch einfach und erfolgreich sein, zum Beispiel beim Balancieren über Kieselsteine.

Thomas Göttin